



Doris Knecht

SO GEHT DAS!

Wie man fidel verspießert

Czernin Verlag

Doris Knecht
SO GEHT DAS!

Wie man fidel verspießert



Doris Knecht

So geht das!

Wie man fidel verspießert

Czernin Verlag, Wien

Knecht, Doris: So geht das! – Wie man fidel verspießert / Doris Knecht
Wien: Czernin Verlag 2012
ISBN: 978-3-7076-0416-0

© 2012 Czernin Verlags GmbH, Wien
Umschlag: Ulrich Schueler
Cover-Foto: Doris Knecht
Lektorat: Florian Huber
Produktion: www.nakadake.at
ISBN E-book: 978-3-7076-0416-0
ISBN Print: 978-3-7076-0203-6

Alle Rechte vorbehalten, auch das der auszugsweisen Wiedergabe
in Print- oder elektronischen Medien

Für meine Töchter
Luise und Rosa

Das Kind ist doch schon so gestraft genug

Dem brünetten Mimi hab ich jetzt Stirnfransen schneiden lassen, und Sedlacek sagt, was hast du getan, das Kind sah aus wie ein Engerl und sieht jetzt aus wie Prinz Eisenherz, und ich hab gesagt, dafür sieht das Kind jetzt aus den Augen und muss sich nicht mehr im Sekudentakt die Haare aus dem Gesicht wischen, und Sedlacek zitiert, wie ich das gerne im Zusammenhang mit Schuhen tue, den Architekturtheoretiker Friedrich Kiesler. Function follows form, sagt Sedlacek, und ich sage, Sedlacek, erstens hinkt das fransenbezüglich ein bisserl, zweitens ist das Kind zwei Jahre alt und nimmt an keinem Schönheitswettbewerb teil, wir sind ja hier nicht in Amerika. Glücklicherweise sind wir nicht in Amerika, sondern im, wie Schwarzenegger am Republikaner-Convent erklärte, postsozialistischen Österreich, beziehungsweise am Wochenende bin ich schon wieder in Zürich. Was machst du da schon wieder, sagt Sedlacek, und ich sage, dass ich an einer Veranstaltung für die Mutterschaftsversicherung teilnehme, also ich trommle ein bisschen dafür, dass die Leute abstimmen gehen und diese Vorlagen endlichendlichendlich durchkommen, weil in der Schweiz, erklär ich Sedlacek, bislang von den Frauen praktisch noch immer erwartet wird, dass sie nur Kinder kriegen, wenn sie einen Mann haben, der sie finanziell versorgt, während sie daheim das Kind versorgen, aber Sedlacek interessiert sich wie stets nicht

fürs Politische, sondern wird immer noch nicht mit der Mimi-Frisur fertig.

Der Coiffeurbesuch war übrigens interessant, weil die Coiffeuse, an deren winzigem Salon wir täglich auf dem Weg zum Kindergarten vorbeikommen, eigens betont hat, ja, sie schneidet auch Kinder, aber es wurde dann schnell klar, dass sie nicht oft Kinder schneidet. Dabei hab ich die Zwillinge extra mit Smarties sediert, aber die Friseurin wurde schon total nervös, weil das blonde Mimi, das nach wie vor keinen Friseur braucht, ein wenig im Salon herumwuselte und Sachen anfasste. Und das brünette Mimi war vergleichsweise superbrav, schrie nicht, schlug nicht um sich, sondern saß friedlich auf dem Stuhl, starrte in den Spiegel und rieb nur ein bisschen seine Schoggifinger in den Frisierumhang, was ich vertretbar fand, aber die Coiffeuse wurde total hektisch und sagte, sie habe nur diesen einen Umhang und noch acht Kunden am Nachmittag. Schließlich wurde das Mimi-Haar ohne Umhang und nicht ausnehmend virtuos geschnitten, weil die Friseurin abwechselnd an dem einen Mimi herum schnippte und das andere von Sachen verscheuchte, und am Ende musste ich das Fransen-Mimi an den Fußknöcheln packen und ausschütteln, was es eher weniger goutierte. Immerhin hat die Coiffeurin nichts für den Haarschnitt verlangt, das fand ich fair und ließ ihr ein paar Euro Schmerzensgeld da für die erlittene Pein. Und nächstes Mal schneid ich die Mimi-Haare wieder selber, sag ich, untersteh dich, sagt Sedlacek, das Kind ist schon so gestraft genug, die Mutter immer irgendwo am Politisieren und dann auch noch Stirnfransen, und ich sag, ha, ha, ha.

Danke für Ihren Anruf

Um 6.10 Uhr brüllt das Babyfon Mamamama!, was ich bis 6.12 Uhr ignoriere, ich bin eine müde Mutter, die gestern Ausgang hatte, und das ist nicht die Zeit, um aufzustehen. Nicht am ersten Tag, an dem die Kinder nicht mehr bei der Tagesmutter untergebracht sind, die ihren Dienst am Ende der Welt und pünktlich Schlag Morgendämmerung verrichtete. Ab Montag ist Kindergarten, der Kindergarten ist um die Ecke, wir schlafen jetzt bis acht. Wir! schlafen! jetzt! bis! acht!, telepathiere ich dem Kind hinüber ins Kinderzimmer, und zum allerersten Mal im Leben scheint mir etwas Metaphysisches zu gelingen, denn ab 6.13 ist tatsächlich kein Piep mehr zu hören, und um 6.15 beginnen sie, die Straße aufzureißen, direkt unter unseren Fenstern. Ab 6.17 pflügen beide Kinder durch unser Bett, weshalb ich mit bemerkenswertem Gleichmut registriere, wie um 6.30 die beiden Glascontainer vor unserem Haus geleert werden, wie das verlässlich jeden Dienstag und Freitag pünktlich um 6.30 geschieht.

Da könne man nichts machen, sagt die Dame an der Bürgerhotline, die ich um 8.01 Uhr kontaktiere, nachdem ich um 7.25 ein SMS meines Chefs vorfand, ob es sich nicht aufdränge, in der Kolumne etwas über den Verkauf der österreichischen Telekom an die Swisscom zu schreiben. Da könne man nichts machen, ab 6 Uhr früh seien Bau- und andere lärmige Arbeiten erlaubt, und ich sage, asso, spitze, aber könnte man trotzdem bitte mal die Route von den Glascontainerleerungen ändern, das ist ja ein Wahnsinn,

dass immer gerade wir zweimal die Woche um halb sieben aufrecht im Bett stehen, die Dame sagt, hm, tja, aber sie leitet das gerne weiter. Aber sicher. Garantiert. Ich bin mit den Hotline-Weiterleitungsmodalitäten vertraut, da ich derzeit hauptberuflich als Hotline-Klientin tätig bin, die Telekom hat mir nämlich am Montag einen ADSL-Anschluss installiert.

Die Wiener haben das Hotline-System zwar nicht erfunden, aber nirgendwo sonst auf der Welt fand es einen derart fruchtbaren Humus für seine Entfaltung und Perfektionierung vor. Denn zuständig oder verantwortlich war in Wien schon prähotline keiner, im Unzuständig- oder Nichtverantwortlichsein hat Wien eine triumphale Tradition, wie man schon bei Robert Musil nachlesen kann, dessen «Mann ohne Eigenschaften» gerade wieder chic ist; jeder liest das augenblicklich, mein Buchhändler, zwei Kollegen sowie, wie ich der «Weltwoche» entnehme, Eva Wannemacher, und auch ich bin schon auf Seite 201, das allerdings seit sechs Wochen. Seit sechs Tagen dagegen versuche ich, meinen neuen ADSL-Anschluss in Betrieb zu nehmen, und wenn die Verhandlungen, die ich deswegen mit bislang geschätzten 35 Telekom-Hotline-Mitarbeitern geführt habe, jenen um den Verkauf an die Swisscom nur in Mikrofasern ähneln, dann wundert mich nicht, was ich um 8.11 Uhr im Teletext lese, der Verkauf ist nämlich geplatzt. Um 9 Uhr hatte die Telekom dadurch um 1,2 Milliarden Euro an Wert verloren, aber mei, vermutlich wären die Gegensätze in der – wie nennt das Musil? – «Technik des Seins» auf Dauer sowieso unüberwindlich gewesen.

Und jetzt fällt mir ein

Ich weiß genau, was ich erzählen wollte. Besser: Ich wusste es noch um sechzehn Uhr, als ich den Nudelteig aus dem Kühlschrank nahm und mir dachte, genau, darüber werde ich in der nächsten Kolumne schreiben, und es mir wieder nicht in meinem Notizbuch notiert habe, sondern mit den Mimis, die gerade im Backebackekuchen-Alter sind, Tortellini bastelte. Gelogen: Ich bastelte Tortellini, während die Mimis aus Mehl, Ei und dem Küchentisch eine stabile Verbindung herstellten. Später kam die Nachbarin mit ihrem dreijährigen Anton rauf, und wir zelebrierten unsere kleine maternale Schicksalsgemeinschaft, wie wir das gerne an Spätnachmittagen tun. Wir kochten also die Tortellini in Salzwasser, befeuchteten sie je nach Geschmack mit geschmolzener Salbeibutter oder Tomatensauce, öffneten eine Flasche Fass 4 vom Ott und brachten sie zur Neige, während die Kinder um den neuen Mutter-hat-ein-schlechtes-Gewissen-Hubschrauber stritten und die Männer noch ihrer Arbeit nachgingen.

Mutter hatte ein schlechtes Gewissen, weil eins der Mimis recht geheult hat, als sie am dritten Kindertag die Kinder für zwei Stunden alleine dort ließ: Die Kinder finden den Kindergarten prima, würden es aber begrüßen, wenn ihre Eltern ihren Tag auch dort verbringen würden. Nach zwei Stunden gabs ausnahmsweise ein Schoggigipfeli, plus ein Lego-Polizeiauto und einen Lego-Hubschrauber, der nun unter Geplärre in seine Bestandteile aufgelöst wird; wenn ich ihn nicht für mich

haben kann, sollst du ihn auch nicht haben. Die Kinder sind grad tief in ihre Ich-Phase eingebettet, und wenn die Nachbarin und ich jetzt noch ein einziges Mal den Kampfschrei MAAAAAIIIIINS!!!! hören, machen wir die Tür zum Spielzimmer zu, und ich leg die neue Libertines-CD ein und drehe auf elf, und jetzt fällt mir ein, was ich berichten wollte, die Kinder, MAAAIINE Kinder!, hassen nämlich Rock´n´Roll.

Man muss dazu wissen, dass der Lange, seit wir ein Auto besitzen, sich von einem überzeugten Benutzer öffentlicher Verkehrsmittel in einen fanatischen Autofahrer verwandelte, erstens weil er ein fauler Hund ist, zweitens weil er das Auto sozusagen in eine Art Herrenzimmer umgerüstet hat, und ich muss jedes Mal, wenn ich beifahren möchte, erstmal Motörhead, Turbonegro, Killdozer, Kyuss, Phünnhög und andere Beidrocker von meinem Sitz verjagen. Immerhin ist der Lange kein Selbstmörder und hat immer auch ein paar CDs für Mädchen dabei, wobei ich bekanntlich ein wildes Mädchen bin, und als der Lange letztes Mal, als wir mit den Kindern irgendwohin gefahren sind, die neue Libertines einlegt, bin ich auch gleich angetan und drehe recht laut auf. Geht es hinten gleich los: Weg die Musik! Ausschalten!, zu laut! ZU LAUT! Tut in den Ohren weh!! AUAAAA! AUS!SCHAL!TEN! AUS!SCHAL!TEN, bis der Lange und ich resigniert aufs Knopferl drücken. Unsere Kinder. Irgendwas haben wir falsch gemacht.

Wird schon.

Noch habe ich nicht mal dargelegt, dass ich das Stillen für komplett überschätzt halte, schon treffen Leserbriefe voll der Frage ein, warum denn eine wie ich überhaupt Kinder kriegt; wo sie dann doch eh nur rumjammert und ihrem früheren Leben nachtrauert? Frau K. aus I. etwa schreibt, ihr gefalle die Art nicht, wie ich Mutterschaft als Martyrium darstelle, und selbst Sedlacek meinte dieser Tage, ob ich eigentlich nie Angst hätte, dass meine Kinder, dereinst, bei der Lektüre dieser Texte, den Verdacht hegen könnten, sie seien mir nur Last gewesen?

Das alarmiert mich, wobei ich unsicher bin, ob der Umstand, dass schon die Pflege einer Yuccapalme Sedlacek komplett überfordert, für oder gegen mich spricht. Ich überlege ernstlich, ob ich nun in Thurnherrenmanier am Ende aller meiner Texte versichern muss, dass ich übrigens meine Kinder über alles liebe ... Ich liebe meine Kinder über alles, blaffe ich Sedlacek an, letzten Montag zum Beispiel hab ich einen für den Langen und mich beim Fabio reservierten Tisch wieder storniert, weil ich es keinen Tag länger in unserer leeren, stillen, aufgeräumten Langschläfer-Wohnung ausgehalten habe, und statt zum Fabio fahren wir aufs Land zur Oma und entrissen der armen, guten Frau die Kinder, die dort drei glückliche Tage verbrachten, und warum? Weil ich es ja gar nicht mehr aushalte, wenn ich nicht ohne Unterlass zugebrabbelt, herumkommandiert, vollgejammert, niedergekichert, angesungen und versklavt werde, kennst du übrigens LCD

Soundsystem? Denn LCD Soundsystem, großartig übrigens, haben einen Song, der geht so: „I´m losing my edge: to the kids, to friends, to money. But I was there.“

Auch ich war mal there, aber wenn ich hin und wieder sentimental an there zurückdenke, heißt das ja nicht, dass ich wieder dorthin will. Trotzdem bin ich für Mutterschaftsverklärung nicht zuständig. Wenn Sie das wollen, lesen Sie bitte eine Papst-Enzyklika oder das ÖVP-Parteiprogramm oder rufen Sie Lotte an, die sagte kürzlich, als ich wegen allekrankdazuauchnochabendterminesorry meinen Besuch absagen musste: macht nichts. Seit sie schwanger sei, meinte Lotte voller Verständnis, könne sie meinen permanenten Stress endlich verstehen, und ich sag: Du, dank dir, Maus, und nicht: Du, dann wart aber mal, bis dein Kind da ist.

Mein Kind steht gerade am Balkon und brüllt irgendwas auf die Straße ... Was brüllt die da???? Ihr Leuten!, brüllt die, lasst mich RUUUUHÄÄÄÄ!!! Das beweist, dass unserer Familie eine gewisse aggressive Misanthropie immanent ist. Mama, hast du ein neues Lied gekauft?, fragt derweil das andere Kind, und ja, das hab ich, das Lied heißt „Sprout and the bean“, ist kein Kinderlied und nicht von Gaul, sondern von Joanna Newsoms merkwürdig-schöner CD „The Milk-Eyed Mender“, und dann geschieht etwas Wunderbares, denn das Kind sagt: nochmaaaaal! Und nicht: ausschalten! Passen Sie auf, es wird hier vielleicht noch alles total harmonisch.

More than this

Gerade eben war ich noch in München, hab in einem Bierlokal mit FSK-Vorstand Thomas Meinecke und Fritz Ostermayer über Pop und Soul diskutiert und dann mit dem Hias im NoMiYa bayrisches Bier getrunken und japanische Yakitori gegessen, bis zwei in der Früh. Das NoMiYa samt dem Hias hätt ich in Wien auch gern, stattdessen muss ich ins Take Five, weil Lili Kerschbaumer ein Mail geschickt hat, dass alle ins Take Five kommen müssen, zur Karaoke-Party. Die Lili kenne ich, weil sie eine dicke Freundin von der Mizzi ist und die Tochter vom Kerschbaumer, einem Medienmenschen, mit dem man lustig feiern kann, man muss nur seine Hände ein bisserl im Auge behalten. Die Lili hat von ihrem Vater das Lebensfrohe in die Gene gestempelt gekriegt, und wenn die Lili einem ein Mail schickt, dass man zum Karaoke ins Take Five kommen muss, dann geht man hin, weil das wird sicher lustig, was immer dieses Take Five auch für eine Bar ist. Ich war da noch nie, aber ich stelle es mir irgendwie so vor wie die Karaoke-Bar in «Lost in Translation», wo Bill Murray «More than this» singt, so eine flirrende, gefühlige Zwischenwelt, in der man sich einen Moment lang nicht für die Unzulänglichkeit der eigenen Existenz zu genieren braucht, weil sie in diesem Raum und in diesem Moment vollkommen ist und ohne Makel.

Selbstverständlich ist das Take Five, wie sich pronto zeigt, eine gruselige, messingblitzende Klatschspaltendisco voller blonder Frauen mit Stirnfransen. Ich muss, während

ich Lili und Mizzi suche, ununterbrochen irgendwelchen Kameras ausweichen, nicht, weil die an mir interessiert wären, sondern weil das Lokal vor B-Prominenz nur so wabert und man ständig unfreiwilligerweise neben einem Ex-Beachvolleyballchampion, einem Musicalstar, einem Seriendarsteller oder einer Wetteransagerin zu stehen kommt. Und all diese grauenhaften Menschen singen grauenhafte Songs – Musik, die ich nicht kennen und nicht hören will, Musik, die es in einer Welt, die Menschen wie Bryan Ferry und Bill Murray und Thomas Meinecke und den Hias enthält, nicht geben sollte. Ich hatte keine Ahnung, wie schrecklich es im Take Five ist, und ich hatte keine Ahnung, dass Lili sich in so schrecklichen Lokalen rumtreibt, und ich brülle, Liiiiiiii!!!! In was für eine Gesellschaft bist du da geraten?!?!? Liiiiiiii!!!! Warum muss ich hier sein?!?!?, und Lili brüllt, dass sie mir zum Trost «Schöner fremder Mann» singen wird, und ich brülle, Liiiiiiii!!!! Ich muss das leider alles deinem Vater melden!!!!, und Lili brüllt, ja, mach das, er sitzt da drüben an der Bar!!!! Nicht mal auf den Kerschbaumer ist also noch Verlass, aber ich geh trotzdem rüber und bussel ihn ab und gratulier ihm und dem aufgeregten blonden Ponymädchen neben ihm, sie werden nämlich übermorgen heiraten. Und dann geh ich, trotz Kerschbaumers entschiedenen Protesten. Ich gehöre hier nicht her. Ich will nach Hause; ich will meine Kinder schlafen sehen und im Dunkeln Bryan Ferry hören, und einen kleinen, flirrenden Moment lang wird die Welt ohne Makel sein.

Wahrscheinlich liegt's am Testosteron

Interessant auch: Wir waren mit den Horvaths übers Wochenende auf dem Land, die besitzen dort ein altes Haus mit einem großen Garten, wovon wir schamlos profitieren. Weil, Glück gehabt: Die Horvaths, mit denen wir seit Jahrhunderten bekannt sind, traten in ihre Kleiner-Horvath-Ära ein, genau vier Tage bevor unser Mimi-Zeitalter begann. Sie verstehen? Gleichzeitig Kinder zu kriegen, ist ein hervorragender Grund zur Vitalisierung alter Bekanntschaften.

An besagtem Wochenende war zufällig Ostern, und wir versteckten den Kindern Nester, halt so, dass auch drei zweijährige Blödis sie finden können. Alle drei Nester enthielten exakt dasselbe: eine von Ernährungsexperten nicht empfohlene Anzahl von Schoggieiern, Schoggihühnern und Schoggihasen, eine Ratsche, ein Pfeiferl, zwei Spielzeugautos. Die Nester wurden zügig gefunden, Folgendes geschah: Die eine Mimi, die seit Wochen jeden neuen Morgen mit dem bislang erfolglosen Ruf nach Luuukoooolaaadeee!!! begrüßt, verbrachte die folgenden Stunden in einem Schoggidelirium. Die andere Mimi zermalmte ein Ei, verputzte einen Hasen und deckte das Huhn mit dem Kunstgras zu. Und der kleine Horvath sammelte wie der Blitz alle sechs Autos ein und ward nicht mehr gesehen, bis eine der Mimis Stunden später mal eines ihrer Autos begutachten wollte. Da wurde der kleine Horvath ziemlich körperlich, und es gab viel Geplärre. Wissen Sie was, ich glaub, das ist das Testosteron.

Ich hab gerade «Die Wiederentdeckung der Gleichheit» (Ullstein), die spannende Streitschrift der französischen Philosophin und Feministin Elisabeth Badinter gelesen, die ich sehr empfehle, weil sie darin den Frauen rät, nicht wehleidig zu sein, sich nicht über die Unterschiede zu den Männern zu definieren, sondern sie auszugleichen, sich nichts gefallen zu lassen und sich zu wehren, sozusagen wie ein Mann. Ich bin über weite Strecken ihrer Meinung, aber wie tut man das, wenn man ohne Testosteron geboren wurde? Wie holt man das auf? Weil, wenn ich mir den kleinen Horvath und die Mimis anschau ... Interessant.

Dabei geht die Horvath-Mutter, Ärztin, arbeiten, während der Künstlervater sich um den kleinen Horvath und den Haushalt kümmert. Alle drei Kinder haben ungefähr das gleiche Spielzeug, Lego, Autos, Plüschtiere, kleine Puppen, Dreiräder und Bücher, und trotzdem: Der kleine Horvath will nur mit Autos spielen, Bagger schauen und Bällen nachjagen. Und die zweite Mimi deckt abends stets ihren Bären gut zu und will jetzt immer die Puppen von größeren Mädchen adoptieren. Nur bei der ersten Mimi lässt sich behaupten, dass Geschlecht ein soziales Konstrukt sei: Die hat sich ihres offenbar noch nicht ausgesucht und zeigt keinerlei geschlechtstypische Spielpräferenzen. Allerdings hat sie mit ihrer Schwester gemein, dass sie keine anderen Kinder haut oder beißt, was der kleine Horvath schon tut, und zwar mit einem Engagement, das seine Eltern ratlos macht. Es muss das Testosteron sein, was anderes fällt uns dazu einfach nicht ein.

Unter Müttern

Ich bin muffig. Es ist Vollmond, ich bin verkühlt, es ist 16 Uhr, und ich sitze mit lauter Müttern am Spielplatz und denke, weil es sich grad aufdrängt, über Gleichberechtigung nach. Weil wie das Tüpfli aufs i passt dazu die Gesellschaft, in der ich mich an diesem wie an fast jedem Spielplatznachmittag befinde: gute Gesellschaft nämlich, sehr gute Gesellschaft. Ich unterhalte mich mit Ärztinnen und Architektinnen, mit Beamtinnen und Beraterinnen, Psychiaterinnen, Programmiererinnen, Politikerinnen und anderen hervorragend ausgebildeten Frauen, die eindeutig nicht hierher gehören, sondern an ihren Arbeitsplatz, um zu tun, was sie gelernt haben: Leute heilen, Häuser bauen, das Internet designen, Politik machen und danach ein bisschen networken beim Apéro.

Aber wer ist an seinem Arbeitsplatz und beim Apéro? Die Männer. Während ihre Frauen auf die Kinder und so weiter, das übliche Pillepalle, aber warten Sie, die Geschichte kriegt noch einen Twist. Leser Urs R. fragte kürzlich in einem Leserbrief: «Lässt sich an einem schönen gewöhnlichen Werktag auf den Spazierwegen im Wald oder am See ein männliches Wesen älter als 15 und jünger als 60 Jahre treffen? Leider undenkbar!», schreibt Herr R. «Sind alles Frauen! Die Männer sind alle an der Arbeit!»

Aber wissen Sie was, Herr R.? Viele der Frauen auf den Spazierwegen wären dort auch gern. Der Spazierweg als solches wird nämlich völlig überbewertet, das weiß jede Mutter, die ihn ein, zwei Jahre lang mit einem Kinderwagen

abgetrottet ist und sich gewünscht hat, sie wäre nicht hier. Sondern in einem Kostüm. Bei der Lohnarbeit. Und die meisten Mütter, die augenscheinlich gemütlich am Spielplatz in der Sonne abhängen, die wünschen sich Ähnliches. Aber da ihre Männer im Durchschnitt um ein Drittel mehr verdienen als die Frauen, stellt sich die Frage nicht, wer in der Zeit, in der die Kinder klein sind, sein Einkommen aufgibt. Und Rosi hatte völlig Recht, als sie letztes Mal in Zürich gemeint hat, dass man es drehen und wenden könne, wie man wolle, alles Unheil der Ungleichberechtigung resultiere daraus, dass die Frauen und die Männer nicht gleich viel verdienen.

Aber sehen Sie: Auf diesem Spielplatz, auf dem ich grad sitze, unterhalte ich mich auch mit Frauen, die teilweise signifikant mehr verdienen als ihre Männer. Frauen, die 70, 80 oder 90 Prozent des Familieneinkommens beitragen, mit Teilzeitarbeit, die sie am Vormittag und über Mittag und am Abend, wenn die Kinder im Bett sind, erledigen. Um zwei oder drei verlassen sie ihre Arbeit, gehen einkaufen, holen die Kinder von den Tagesmüttern, aus den Krippen und Kindergärten und sitzen dann mit ihnen am schlimmsten Ort der Welt, am Spielplatz. Weil, hey, es ist für einen Mann wirklich schon demütigend genug, wenn er weniger verdient als seine Frau. Welche Frau mit ein bisserl einem Herz würde der armen Sau da noch den letzten Rest Männlichkeit abzwicken, indem sie ihn auf den Spielplatz schickt? Unter lauter Mütter? Boah, bin ich muffig.

Leben ist Siechen, oder

In Innsbruck sind die Fischers im Babystress. Als ich anrufe und frage, wie es so geht, alles okay bisher?, sagt Toni Fischer, ja, einigermaßen, dem Baby gehts gut, nur die Nächte sind halt hart. Ich sag, oje! Toni sagt, dieser unruhige Schlaf immer, das ständige Aufwachen und dann nicht mehr einschlafen können, das macht ihm und Sissi außerordentlich zu schaffen. Ich sage, na, dann freut euch mal, bis das Baby auf der Welt ist. Denn das Baby kommt im September, die Fischers sind im fünften Monat. Die Fischers hätten uns eigentlich dieses Wochenende in Wien besuchen sollen, aber weil die Fischers Schwangerschaft im Gegensatz zur Schulmedizin mehr als eine Krankheit sehen, ist Sissi Fischer in ihrem Zustand eine derartige Strapaze nicht zuzumuten.

Den Fischers ist das Leben eine endlose Krankheit, ein immerwährendes Siechen und Vergehen, das nur hin und wieder von überraschenden Intervallen völliger physischer Unversehrtheit unterbrochen wird. Aber speziell Toni Fischer interpretiert solche Phasen stets als einen leicht durchschaubaren Versuch des Körpers, seinen Besitzer in trügerischer Sicherheit zu wiegen, um ihn dann, kaum passt er eine Minute, einen Tag, eine Woche nicht auf, schlagartig mit rasanten Tumoren und rasenden Geschwüren zu befallen und final, also letal zu ruinieren. Je pumperlgesünder Toni Fischer sich fühlt, desto öfter liegt er beim Arzt. Das Kurzwahlverzeichnis seines Handys enthält die Nummern von Sissimaus 1, der Auskunft 2,

einer Internistin 3, eines Urologen 4, eines Chirurgen 5, einer Onkologin 6, einer Notfallmedizinerin 7 und eines Orthopäden 9. Vier dieser sechs Mediziner sind enge Freunde der Fischers, und der Lange und ich wissen gar nicht, wie uns die Ehre der Taste 8 zuteil wurde, wo sich doch unsere medizinischen Kenntnisse auf einen Erste Hilfe-Kurs von anno dingsbums beschränken. Wir haben längst angeboten, unseren Kurzwahlplatz an einen guten Psychoanalytiker abzutreten, aber derartige Scherze ignoriert Toni nicht einmal.

Bei Sissi Fischer aber ist auf 8 der Gynäkologe kurzgespeichert, eine internationale Kapazität auf dem Gebiet der Frauenheilkunde, und genau diese Taste drückte Sissi Fischer vor ein paar Wochen in ihrer Verzweiflung: Stundenlanges, anhaltendes Busenweh hatte in Sissi jeglichen Zweifel darüber ausgeräumt, dass sie an Brustkrebs erkrankt war und nur durch eine Notoperation zu retten sein würde. Angelegentlich der anschließenden Untersuchung durch die Kapazität erfuhr Sissi dann vom anstehenden Kinderglück. Seither planen die Fischers einen Wien-Besuch, vielerlei interessante Beschwerden vereiteln diese Absicht aber stets. Vermutlich wird eine derart gefährliche Reise in eine Stadt mit derart fragwürdiger medizinischer Versorgung vor der Niederkunft kaum mehr zu verantworten sein. Wäre es eigentlich, fragt Toni Fischer am Telefon, nicht viel unkomplizierter, wenn wir mit den beiden Mimis für ein Wochenende nach Innsbruck reisten? Der Lange und ich können es kaum erwarten, bis das Fischer-Baby endlich da ist. Das wird schön.

Ich will alles

Auf die «Unter Müttern»-Kolumne, in der ich muffig am Spielplatz saß, kamen überraschend viele Leserbriefe, einerseits von Müttern, denen es auch so geht, was mich nicht wundert. Andererseits kritisiert Maria K., dass ich nie darüber schreibe, wie schön und erfüllend das Leben mit Kindern sei, und Christian W. ging überhaupt so weit zu fragen, wieso denn solche Frauen wie ich, die unbedingt arbeiten und sich selbst verwirklichen möchten, eigentlich Kinder haben wollen?

Erstens ist das eine saudumme Frage. Zweitens: Es wollen ja längst nicht alle. Von meinen Freundinnen wollte zum Beispiel Rosi nie eines (und das ist okay für mich, weil einmal, als wir in einem Straßencafé saßen, hielt sie ein noch sehr kleines Mimi im Arm. Angst.), und eine andere, eben 35 geworden, hat mir letzthin erzählt, sie und ihr Schatz hätten jetzt mal ernsthaft darüber gesprochen und seien zu dem Schluss gekommen, lieber nicht, lieber weiter ein Leben führen voller fauler, verlesener und vervögelter Wochenenden und langer Reisen, und überhaupt geht sie jetzt mal ein Jahr oder so nach Berlin, und dafür hat sie tatsächlich mein volles Verständnis. Ich würde ihr nie sagen, dass ichs neben dem Verstehen auch ein bisschen schade für sie finde, weil sie niemals auch nur die Idee davon kriegen wird, was ihr entgeht.

Denn was Maria K.s Kritik angeht, bin ich jetzt unter Druck. Jetzt sollte hier natürlich signifikantes Erlebtes rapportiert werden, das meine makellose Mimi-Liebe samt